

Der See schwindet und das Tal wächst

Autor(en): **Frei, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **14 (1928)**

Heft 40

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der See schwindet und das Tal wächst

Von Otto Frei.

Die folgende kleine Arbeit ist ein Versuch, dem Schüler die grauen Theorien von der Erosion und Geschiebeablagerung durch ein festes typisches Beispiel einigermaßen lebendig und verständlich zu machen. Vielleicht ist es eine etwas unwissenschaftliche Geologie, die hier getrieben wird; aber der Schüler, der sich so gerne an anschauliche Schilderungen hält, wird vielleicht gerade deshalb umso sicherer alles Wesentliche herausspüren. Auch dürfte sich, was an diesem Einzelbeispiel örtlich und zeitlich eng beschränkt ist, recht leicht auf jeden andern Einzelfall anwenden lassen.

Nein, nein, ich weiß: auch für alle sieben Wunder der märchenhaftesten Bergwelt gäbest du doch dein liebes, weites Tal nicht her. Sogar an die unterhaltssame Kurzweil einer reichen, menschenwirbelnden Stadt würdest du es nicht tauschen. Ewig nicht. Denn es käme dir wie Ueberhebung und Sünde vor.

Freilich, manch ein gelangweilter Fremder, der etwa geschäftshalber von Dorf zu Dorf fährt, schüttelt einmal übers andere den Kopf und murmelt: „Wie eintönig! So dumpf und stumpf! Platt wie eine Regelbahn, und nirgends etwas fürs Auge!“ — Aber was liegt schließlich an diesen Worten! Der Fremde hat wohl noch den Staub der Stadtplätze in den Augen, so daß er eine solche Weite und Helle gar nicht verträgt und ewig blinzeln muß. Sonst redete er auch anders. Denn unser Tal ist wahrhaft reich und schön.

Steinalte Leute behaupten, sie hätten das Tal noch heranwachsen sehen. Heranwachsen? Das Tal? Und wenn man sie so anzweifelt, lächeln sie ganz leicht und geben zu: „Wir vielleicht nicht mehr, aber dann doch unsere Großväter, und ganz sicher die Großväter unserer Großväter!“ Und dann rücken sie mit dem Stuhl näher an den Ofen und erzählen wie aus einem heiligen Buche das Märchen vom Vater Rhein, ein Märchen voll Zauber und Wahrheit, das aber nur wenigen bekannt ist, und das ich deshalb hier kurz nacherzählen will.

Das Märchen vom Vater Rhein.

Damals — in früher, früher Zeit — als der Bodensee mit seinem längsten Arm noch weit ins Werdenbergische hinauflangte, da war weitem, wo jetzt schmucke Dörfer und Kirchen und geschäftige Menschen sind, nichts als Wasser, nichts als Wasser. Wenn die Sonne über dem Vorarlberg heraufkam, konnte sie sich hernach bis gegen Abend vergnüglich im klaren, weiten Wasser spiegeln; und eine Schwalbe, die etwa vom „Hohen Rasten“ auf die „Kugel“ hinübersflog, schaute sich unterflugs

umsonst nach einem Baumwipfel oder Hausgiebel um, darauf sie sich für einen Augenblick hätte niederlegen und ausruhen können.

Aber eines Abends im Vorfrühling stand der alte Vater Rhein, bevor er sich zur Nachtruhe ins tiefe Seebett legte, noch lange Zeit in grübelnden Gedanken am Ufer, äugte bald nach rechts auf die Kugel und bald nach links auf den Hohen Rasten, sah wieder kopfschüttelnd über die unendliche Weite des kleinen Meeres hin und sagte schließlich zu sich selbst: „Schade eigentlich um so viel fruchtbares Land! Nein, es kann nicht weiter so bleiben; es muß etwas geschehen, und zwar bald.“ Dann legte er sich — ein Nachtlied auf den Lippen, aber noch immer mit nachdenklicher Stirn — ins tiefe Seebett zur Ruhe.

„Hast du's gehört?“ flüsterte die Kugel zum Hohen Rasten hinüber, „der Alte hat etwas vor.“

„Es kommt schon gut,“ raunte der Hohe Rasten zurück, „lassen wir ihn nur machen!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Und damit ergaben sich auch die beiden Wächter des Tales einem kurzen, aber tiefen Schlaf . . .

Aber wie staunten sie am andern Morgen! Denn kaum, daß sich über der Kugel die erste zage Tageshelle hervortastete, stand der Vater Rhein schon groß und breit wie ein alter General am Stromeinfluß und kommandierte auf die Tausend und Abertausend heranmarschierenden Wellen ein, die sich eine über die andere glucksend ins Seebett stürzten. „Ihr, meine tausend hurtigen Töchter,“ rief er, „eilt euch! Wenn ihr aber wiederkehrt, dann bringt Sand und Steine, bringt reichlich Geschiebe mit. Denn von jetzt an gilt es ein großes Werk — euch zur Freude und aller Menschheit zum Nutzen. Eilt euch!“ Und diese Worte wiederholte er von Stunde zu Stunde, unermüdlich, bis in den späten Abend hinein.

„Was meint der absonderliche Alte damit?“ fragte die Kugel um die Mittagszeit zum Hohen Rasten hinüber.

„Wirft es ja dann inne, wenn du alles wissen mußt, du Gedsnase,“ gab der Hohe Rasten gegen Abend zur Antwort. Er wußte ja selber nicht recht, um was es eigentlich ging.

Aber die tausend und abertausend hurtigen Wellen wußten es. Sie hatten es längst kommen sehen und nur noch auf den ausdrücklichen Befehl des Alten gewartet. Und nun gluckten sie jede ein überlautes „Ja!“ und drängten sich Schulter an Schulter in den See und auf langer, langer Wasserstraße endlich ins große Meer. Was wollten sie

dort? Nichts weiter als ein wenig rasten. Dann turnten sie sich an den Sonnenstrahlen wie an seinen goldenen Kletterstangen wieder hoch in die Luft empor, glitten als dräuende Wolken über die halbe Erde hin und brachen zuletzt als prasselnder Gewitterregen wieder über das Gebirge herein. Und siehe, da war jeder niederfahrende Regentropfen wie eine scharfe kleine Schaufel, die Rot und Sand vom harten Gestein schabt; und jede niederschäumende Welle im Bergbach war wie ein spitzer kleiner Spaten, der tief ins Geröll haßt und es auflodert und mitreißt. Das war eine lustige Arbeit. Und so ging es fort und fort. Und so oft nun die tausend und abertausend Wellen in die Seemündung einliefen, brachte ihrer jede eine Sandvoll Sand und Steine, brachten sie reichlich Geschiebe mit . . .

Und vielleicht nach einem Jahrhundert stummen Zuschauens brach die Kugel plötzlich erstaunt in den Ruf aus: „Ei sieh doch, wie der See schwindet und das Tal wächst!“

Und vielleicht abermals nach einem Jahrhundert antwortete ihr der Hohe Rasten: „Ja, der See schwindet, und das Tal wächst. Und siehst du, wie dort aus dem leetigen Grund schon die ersten grünen Sträucher hervorbrechen?“

„Und nun steht schon ein hübsches Bretterhaus mitten im wirren Gebüsch!“ sagte, vielleicht abermals nach einem Jahrhundert, die Kugel.

Und wiederum nach einem Jahrhundert entgegnete ihr der Hohe Rasten: „Ja, das sind nun schon die Menschen, welche die Wildnis reuten und das fruchtbare Erdreich umgraben. Jetzt kommt es gut; ich sagte es ja.“

Und in der That, so ging es fort und fort. Und wieder einmal an einem Abend im Vorfrühling, zur Zeit unserer Urgroßväter, stand der alte Vater Rhein an der Seemündung, die nun schon weit nördlich lag, und schaute talaufwärts über die vielen kleinen Dörfer und die reichen Obstwälder nach der Kugel und dem Hohen Rasten.

„Das hast du gut gemacht, Alter!“ lobte der Hohe Rasten und lüftete für einen Augenblick seinen weißen Wolkenhut.

„Ja, und die Talleute werden dich zeitlebens mit Recht ihren Vater nennen“, schmeichelte die Kugel und drückte sich die goldene Mondichel als ein strahlendes Diadem ins Haar.

*

So erzählen die steinalten Leute. Und wenn man sie dann auslacht, das sei ja Fabel und Sage und Märchen, alles in einem, und kein Bröselein Wahrheit dabei, dann fahren sie wie gestochen aus dem Ofenstuhl auf und klagen: „O ihr, o ihr! Rückternes Geschlecht! So nehmt wenigstens den guten Kern, wenn ihr für die Schale keine Zähne mehr habt!“

Die Sekundarschule Andermatt*)

Wie meistens die Kirche die Gründerin der Schulen gewesen ist, so hat auch die Sekundarschule Andermatt ihre Entstehung der Kirche zu verdanken. Zwar ist die Zeit der Anfänge dieser Schule nicht nachzuweisen, aber sicher ist, daß seit mehr als 150 Jahren die Kapuziner, die vom Jahre 1688 an die Seelsorge im Tale Ursern innehaben, auch eine Lateinschule hielten. Im Katalog der in Andermatt pastorisierenden Kapuziner trägt von 1786 ab immer einer der Patres — es waren damals deren vier — den Titel „Professor“. Während dieser die Lateinschule leitete, amtierte ein anderer als „Ludimagister“ oder „Professor germanicus“, d. h. Lehrer der deutschen Schule.

Als zur Zeit der französischen Revolution alle „Herren“ zu „Bürgern“ wurden, erhielt auch der „Professor“, wie der genannte Katalog verrät, den Namen „Instructor“, aber nur für kurze Zeit; dann trat er wieder als „Professor“ auf.

1799 zeigt ein Bericht über die Schule an den Minister Stapfer zum erstenmal deutlich Wesen und Zustand derselben. Dort heißt es nämlich:

*) Dieser lezenswerte Rückblick war für die Urserer Festnummer bestimmt, mußte aber wegen Raum-mangel zurückgelegt werden. Er hat jedoch deswegen an Bedeutung nichts eingebüßt.

D. Schr.

„Lateinische Schul wird winter und sommer, Vor- und Nachmittag 2 Stunden gehalten: Schulbücher sind die gewöhnlichen und bekannten. Lehrlinge habe ich gegenwärtig 6 in 4 Klassen, 1 anfänger der principien, 1 der Rudiment, 3 in der grammatic, 1 anfänger der Rhetorik. man siehet also aus dem schon deutlich, daß ich unmöglich für jeden thun kann, was sonst üblich ist. Weil diese Studenten in zu viele Klassen getheilet sind, und ich auch nebstdem zu Kirche und Pfarrdienst verhältnißlich sein muß. Bisher bestellte der bürger provincial der Kapuziner hier den Professor: und ich, Joseph Antonius Schmid von Schweiz, des Kantons Waldstätten, des alters 44, vorhin zur abwartung der Kranken in Luzern bestimmt, bin letzten Herbstmonat 1798 zum schul-lehrer hieher beordert worden. Das schulhaus scheint sehr übel zugerichtet, weil die haubtwache in diesem ist. Ich halte also die schul in meinem sehr engen Zimmer mit großer unbequemlichkeit. schul-gelt bezahlt jeder discipel dem pfarrer gl. 10 für ein Jahre, deren aber 2 wirklich wegen ihres bedürfnis unentgeltlich unterwiesen werden; übrigens ist mir in diesem fache nichts bekannt. an der Matt, Distrikts Ursern, den 10. Jänner 1799. Bürger Joseph Antonius Schmid, Kapuziner, schul-lehrer.“

Die schreckliche Zeit der Truppendurchzüge während des 2. Koalitionskrieges brachte das Tal